



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Traumleben auf dem Nil.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wir aber, im Sinn des größeren Publicums, dem die allgemein menschlichen Interessen näher liegen als die gelehrten, möchten ihn dringend auffordern, vor allem an die Vollendung des Mozart, an das noch größere Werk über Beethoven und das über Haydn zu denken; denn die Archäologie wird nicht untergehn, wenn man auch noch länger auf ein zweckmäßiges Lehrbuch wartet, aber die Vorarbeiten zu dem Leben jener großen Männer können nicht zum zweiten Mal gemacht, sie können von keinem andern so bearbeitet werden, als Jahn es versteht. Bei allem Respect vor der Gelehrsamkeit — dem Volk die Perspective in den tiefen Schacht eines großen, genialen Lebens zu öffnen und damit seinen Sinn für das Große zu stärken, zu erweitern, sein Gefühl zu adeln, ist doch noch mehr werth, und da es gar wenige in Deutschland gibt, in denen die seltene Vereinigung auseinanderliegender Gaben — kritische Methode und warmes Herz, strenge Gelehrsamkeit und Kunstbildung, freies Urtheil und Begeisterung — in diesem Grad sich vorfindet, so darf man ihm wol das Sprichwort vorhalten: Noblesse oblige! J. S.

Träumleben auf dem Nil.

Wenn der arabische Schiffer die Chowadschi aus dem Frankenlande, die auf seiner Dahabieh die Reise von Kairo hinauf nach den Trümmerstätten von Theben und weiter nach den Wasserfällen von Syene machen, mit leuchtenden Blicken fragt: „Habt auch ihr einen solchen Strom?“ so begreift man das. Die Frage ist reine Prosa. Aegypten ist eine Dase der großen nordafrikanischen Wüste, der Nil ihr Schöpfer und Erhalter. Der Mann denkt an die dürren, todten Flächen von Sand und Gestein, die sich zu beiden Seiten Tagereisen auf Tagereisen strecken, und weidet seine Augen an dem Gegensatz, der ihnen in dem prachtvollen Spiegel süßen Wassers und in der fetten tiefgrünen Uferlandschaft entgegentritt. Wir verstehen seine Empfindung, wenn er den Fluß mit einem Gefühle heiliger Scheu, wenn er ihn trotz Koran und Mohammed als eine Gottheit betrachtet, und wir glauben ihm, wenn er meint, hätte der Prophet vom Nilwasser gekostet, so würde er Allah um ewiges Leben gebeten haben, um es immer trinken zu können. Es schmeckt auch dem, der nicht an das Brackwasser der Wüstenbrunnen gewöhnt ist, sehr wohl, schon deshalb, weil ganz Aegypten kein anderes hat. Nicht so begreiflich ist es in den ersten Wochen dem stromaufahrenden Reisenden, wenn er Europäer, die ihm fluszabwärts kommend begegnen, mit Wärme von der Poesie des Lebens auf dem Nil sprechen hört, wenn einzelne entzückt, begeistert, berauscht von seinen Freuden und Genüssen sind, wenn das

eine und das andere schwärmerische Gemüth in seiner Trunkenheit so weit geht, zu erklären, es habe nie schönere Zeiten erlebt und werde nie schönere erleben. Der Neuling kann solcher Hingerissenheit gegenüber in den Fall kommen, entweder an dem Geschmacke der Schwärmer oder an seinem eignen irre zu werden. Er meint vieles Seltsame, aber wenig Schönes gesehen zu haben. Er glaubt zu wissen, daß dies im Wesentlichen auch ferner so bleiben wird, und es bleibt in der That so, ja die Dase, durch die ihn sein Schiff trägt, wird, je weiter er in sie eindringt, nur ärmer an landschaftlichen Reizen.

Die Gegend von Kairo hinter ihm verlohnte die Reise unzweifelhaft. Auf dem rechten Ufer die mächtige Stadt, ein Wald von Minarets, hellfarbige Gartenpaläste, halbverborgen von dunkelgrünen Wipfeln, darüber auf der Kante des röthlichen Mokattangebirgs, stolz in der Nähe, zauberhaft armuthig in der Ferne, die Citadelle mit Mehemed Alis Mabaftermoschee, auf dem Strome lebendigster, buntester Schiffsverkehr, auf der linken Seite jenseits der Palmenhaine, welche die Stätte des verschwundenen Memphis beschatten, die blauen Niesenzelte der Pyramiden am Saum der gelben Wüste geben ein Gesamtbild, das sich der Seele als bleibender Gewinn einprägt. Was weiter hinauf dem Auge geboten ist, rechtfertigt als einzelnes jenes Entzücken nicht. Das Niltal oberhalb der Hauptstadt ist beinahe so einförmig wie die Wüste, durch die es sich hinwindet. Ein breiter, langsam fließender Strom gelbgrauen Wassers durchschneidet eine grüne Thalsohle, die zur Rechten und Linken, fast überall gleichhoch, gleichförmig und gleichfarbig, meilenlangen nackten Mauern ähnlich, die röthlichgrauen Bergketten der lybischen und der arabischen Wüste einfassen. Die Biegungen und Windungen des Flusses sind zahlreich, aber nur selten eröffnet sich dem um eines der vielen Vorgebirge Schiffenden ein wesentlich neues Landschaftsbild. Felder mit Gerste und Durrah, Zuckerrohr und Baumwollenstauden, Palmenhaine, mit ihren rothen Stämmen und ihren graugrünen Wipfeln von fern gesehen deutschem Kiefernhochwald täuschend ähnlich, in ihrem Schatten erdfahle Dörfer, Ameisenhaufen vergleichbar, über den Dörfern Taubenschwärme, im Strome Sandbänke mit langen Reihen von grauen Gänsen und Enten, weißen Ibissen und Pelikanen besetzt, dazu als Staffage auf dem Wasser bisweilen ein Schiff oder Boot, alterthümliche dreieckige Segel blähend oder mit taktmäßig sich streckenden Ruderfüßen die Flut zertheilend, auf dem Lande nackte schwarzbraune Arbeiter an Schöpfmaschinen beschäftigt, blauverschleierte Fellahweiber, die mit antiken Wasserkrügen auf den Köpfen nach dem Strome herniedersteigen, Kameele in Herden und Karavanen, graue Büffel in grünem Klee, Eselsreiter mit weißem Turban und blauem Raftan, hin und wieder ein prächtiger Schech oder Bej, der in allen Farben des Regenbogens strahlt — das ungefähr sind die Bilder, welche auf der durchschnittlich drei Wochen währenden Stromfahrt von Bulak bis Assuan

Tag für Tag sich wiederholen. Die Städte, an denen die Reise vorüberführt, unterscheiden sich von einander fast gar nicht, von den Dörfern nur durch ihre Größe und dadurch, daß sie einige Minarets haben. Denkmäler des Alterthums werden erst von Theben an sichtbar, und die Regel ist, sie erst auf der Rückfahrt zu besuchen. So einförmig die Gestalt des Landes ist, so eintönig ist seine Stimme. Der Gesang der arabischen Matrosen beim Ziehen und Rudern der Dahabieh, das Getreisch der Vogelschwärme, das leise Rauschen des Flusses an den Seiten des Kiels, das Concert der Grillen und Schakals am Abend, das melancholische Gestöhn der Sakiabs*) am Ufer trägt, Tag auf Tag in derselben Melodie fortklingend, nicht wenig dazu bei, die einschläfernde Wirkung der Landschaft zu verstärken. Auch Ausflüge in das Land hinein bieten nur in den ersten Tagen Neues. Die Jagd am Ufer gibt immer und immer dasselbe, Tauben auf Palmen. Abenteuer erleben im heutigen Aegypten nur amerikanische Chowadschi, denen auch — genau von der Stelle bei Mansalut an, bis zu welcher nach Murrays rothem Buch die Krokodilzone reicht — die Drachenschaft des Nil häufiger als andern Sterblichen zu erscheinen beliebt.

Der Reisende ist Pascha, ist Autokrat auf seinem Boot, die Mannschaft hat ihm aufs Wort zu gehorchen, und sie gehorcht ihm, wenn er die rechte Mitte zwischen Milde und Strenge zu treffen weiß, wirklich aufs Wort. Er ist auch am Ufer in Dorf und Stadt unverletzlich und ungebunden, nur dem Consul seiner Flagge für sein Thun verantwortlich. Das Klima ist ein ewiger Frühling. Die Abwechslung von warmen Tagen und langsam erkaltenden Nächten, der stete Aufenthalt in freier Luft, der reinen Luft der Wüste, stärkt die Nerven und füllt die Adern mit Gesundheit. Aber grade jene Ungebundenheit trägt, da bei ihr dem Willen kein Hinderniß entgegensteht, dazu bei, daß man das Einerlei des Lebens auf dem Nil tiefer empfindet, während das Gefühl ungewöhnlicher Kraftfülle vergeblich auch einem Gegenstand sucht, an dem es sich bethätigen könnte.

So geht es fort Tag auf Tag bis in die Region der Monumente, bis zu den Wasserfällen, bis in das granitne Thal von Nubien hinein. Die Langlei- weile, die dieser Zustand hervorbringt, würde zum Mißbehagen, zur Verzwei- felung werden, wenn es ganz so fortginge.

Aber allmählig, bei dem Einen früher, beim Andern später, beginnt sich ein anfangs unerklärliches Etwas zu regen, eine Wandlung seines Denkens und Fühlens zu vollziehen. An die Stelle des wirklichen Lebens tritt, erst nur an stillen Abenden, dann am lichten Tage ein Traumleben, dessen wunderbare Magie auf der Heimfahrt, wo das ganze Aegypten, seine Natur und seine Kunst, seine Gegenwart und seine Vergangenheit sich in der Erinnerung

*) Von Oeffen getriebene Schöpfmaschinen zur Bewässerung des Landes.

spiegelt, auch das nicht leicht erregbare Gemüth mit ihrem Zauber bestrickt. Zuerst ist es nur ein dumpfes, inhaltsloses Brüten, dem des Fakirs gleich, der nur für das leere Wort Om lebt. Wie der Fakir sich dabei auf die Nasenspitze blickt, so blickt der Chowadschi, auf dem Dach seiner Kajüte sitzend, auf die Wolken seines Pfeifenkopfs. Dann wird es heller und heller. Die Qual der Langeweile ist einem Gefühl des Behagens gewichen. Die Sonne des Orients bescheint ihn, bescheint, wie er jetzt ganz inne wird, auch die Landschaft. Das Behagen wird zur Beschaulichkeit, zu einer innerlichen Schöpfung, und ohne daß der Träumende sich dessen bewußt wird, ist Saul auch unter den Propheten.

Die Sonne ist das große Mysterium des Morgenlandes. Sie vor allem ist es, welche jene Magie auf das Leben des Fremden in Aegypten ausströmt. Er hat die Empfindung, als ob er ihr Licht mit der Luft einathme, eine ätherische, schwer in Worte zu fassende Empfindung, ein Vorschmack von Leben und Weben im ewigen Licht. Man fühlt es warm in den Adern, wie edlen Wein. Das ganze Körpersystem saugt mit allen Poren Sonnenschein ein. Man sieht mit andern Augen, hört mit andern Ohren, lebt in einer andern Welt. Ein warmes, tiefinniges Behagen senkt sich vom Himmel auf das Herz, füllt es und befruchtet es zu rosenfarbenen stillen Träumen, in welche wiederum Gedanken an die ungeheure Vergangenheit des Landes ihre Schatten werfen und jene milde Wehmuth erzeugen, die auch in den Bechern und Augen der Seligen schwimmt.

Die ägyptische Sonne strahlt nicht, da keine Wolken sie stören. Sie scheint. Sie schießt ihr Licht nicht, sondern gießt es aus. Die Formen der Landschaften in unserm Norden heben sich scharf und streng wie Gebilde des Winterfrosts vom Himmel ab. Die Linien des Morgenlandes und vorzüglich die der Niloase verschmelzen mit der Bläue droben und miteinander. Die Sonne ist die Vermittlerin, sie trennt nicht, sondern vermählt die einzelnen Schönheiten des Gemäldes. Und in derselben Weise wirkt sie auf das Gemüth. Stimmungen, unbestimmte Empfindungen, bunte Schemen drängen sich an die Stelle der Gedanken, eine Fata Morgana gaukelt mit tausend und tausend Bildern, schwankend, flackernd, verfließend, sich umgestaltend und wieder zergehend über dem Spiegel der Seele — es ist, als ob auch unser Leibliches zerfließen wollte, um mitzukreisen und mitzuschweben in dem Reigen der göttlichen Phantasien.

Altes und Neues, Kleinliches und Erhabenes geht an uns vorüber im bunten Wechsel. Wir verstehen das Flüstern des Stromes am Bug der Dahabieh. Er murmelt von dem Geheimniß seiner Quelle, von dem niegesehenen Mondgebirge tief im Binnenlande, und er gedenkt der Tage, wo er einer von den vier Flüssen des Paradieses war. Wir fühlen die Bedeutung des leisen Stöhnens der Sakiaks; es ist die Tradition der alten Kinosklage, ein

Nachhall des Wehrufs um den ermordeten Osiris, ein Trauerlied auf den nicht mehr klingenden Memnon, auf das todte Volk in den Mumiengrüften von Theben und Beni Hassan. Die steinerne Welt der Monumente thaut auf, die steifen Könige lösen sich von den Wänden, auf denen sie der Meißel verewigte, ihre großen Augen blitzen, das Weihrauchgefäß des Priesters, der ihnen als Göttern räuchert, läßt Wölkchen auf Wölkchen entquellen. Der Harfner aus dem Grabe Ramses des Dritten läßt seine vierundzwanzigsaitige Harfe erklingen, und vorüberschweben durch den Weihrauchdampf Amun, der Göttervater mit den blauen Federn, seinen königlichen Sohn Sesostris an der Hand, Hathor, die Liebesgöttin vom Tempel in Denderah, mit Kleopatras Brustbild von demselben Heiligthum, Isis mit dem Kuhkopf und Thot, der dreimalgroße Gott mit dem Schakalshaupt. Alle werden nur im Profil sichtbar, wie auf den Grab- und Tempelwänden, von denen sie herabstiegen. Dazwischen tönt das ubi Troja fuit der ächzenden Sathia, das unendliche Vasschischgeschrei des heutigen Geschlechts und dann wieder das Getöse des Triumphzugs Pharaos Sisaks, als er den König von Juda, dessen Bild wir in Karnak sahen, gefangen nach Theben brachte.

Und die Traumgestalten werden plastischer, greifbarer, die Wirklichkeit drücken auf den Ufern, jetzt verklärt, schaut herein in den Kreis der Erinnerungen. Die Fellahweiber mit den alterthümlichen Krügen auf den Köpfen verwandeln sich in Frauen der heiligen Geschichte. Die Männer, die auf den von der Abendsonne angestrahlten Feldern nach Mekka gekehrt ihr Gebet verrichten, sind Beter der Urzeit, wo es keine Kirchen und Moscheen gab, Zeitgenossen Melchisedeks und Abrahams. Der Esel, der von einem Mann mit dem Pilgerstab getrieben, eine Araberin und ihren Säugling trägt, mahnt an das Bild, das wir uns von der Flucht nach Aegypten machten. Der Ziegenhirt, der auf dem Brunnenrande sitzt, ist Moses, der beim Vater Ziporas dient. Der Leichenzug, der mit seinen Klageweibern aus dem Stadthor quillt und sich über die Schutthaufen herab nach dem Begräbnißplatz hinwindet, mag einen Jüngling von Nain der Mutter entführen. Durch die Palmenhaine aber gießt die Sonne ein Licht, von dem sich dies alles wie eine Reihe alter Bilder von Goldgrund abhebt.

Von der unmittelbaren Gegenwart schweift die Phantasie zurück über Thebens Trümmerfeld und die einsame Tempelruine von Dmboz nach den Katakrakten von Syene und über die strudelnden, schäumenden Stromschnellen hinaus nach dem stillen Philä, dem einzigen wirklich anmuthigen Landschaftsbilde am Nil, der ultima Thule der meisten Reisenden. Das wild zerklüftete Thal erscheint wieder, dessen dunkelrothe oder bleifarbnne Granitfelsen, in riesenhaften Blöcken auf- und durcheinandergeschichtet, uns mit Schauer erfüllen. Der Fluß, hier breit und still wie ein Alpensee, glänzt uns entgegen wie ein

blauer Spiegel. Zwischen den düstern Klippen rinnt die goldgelbe Sandflut der Wüste herab. Einzelne Palmen beschatten die Lupinenbeete auf dem schmalen Saume fruchtbaren Landes zwischen dem Gestein und Wasser, und in Mitten des wellenlosen Stromes taucht mit seinen vom Baumgrün umgebenen Pylonen und Säulenhallen die heilige Insel der Isis, die letzte Zufluchtsstätte des ägyptischen Heidenthums auf. Ein Boot trägt uns hinüber, wir gehen, von den Festen der Göttermutter träumend, durch die dunkeln Höfe, durch die buntbemalten Corridore, durch die Nebentempel und schauen dann von der Terrasse im Süden hinab auf die ruhige Flut, wie sie aus der rothen Schlucht leise murmelnd heranströmt, um kurz darauf sich in den Kampf mit den Felsen zu stürzen.

Zögernd trennt sich die Erinnerung von dem bezaubernden mild melancholischen Gegensatz, in dem das liebliche Giland zu der Nacktheit, Schrofheit und Unwirthlichkeit seiner Umgebung steht. Die Coulissen verschieben sich, der halbbegrabne Tempel von Edfu, die Ruinen von Esneh mit ihrem unterirdischen Säulensaal treten in die Scene, aber noch lange bildet das holde Philä, mondbeglänzt, wie jeder es geschaut haben muß, der es ganz geschaut haben will, den Hintergrund des Gemäldes, bis endlich das alte Nationalheiligthum von Karnak, mit seinen Pylonen und Obelisken und seiner von hundertundzwanzig Riesensäulen getragenen Halle die größte Ruine der Welt, Luffor und das Memnonium, der Pharaonenpalast von Medinet Habu und die ganze ungeheure Trümmerstätte von Theben sich an seine Stelle drängt.

Wir sitzen auf einer umgestürzten Säule. Der graubärtige Führer hat gefunden, daß er überflüssig ist, und sich, in seinen Burnuß gehüllt, im Schatten eines zerbrochnen Kolosses schlafen gelegt. Die Eselsbuben sprechen nur flüsternd und beobachten neugierigen Blickes die Chowadschi, während ihre Thiere, schläfrig die Augen schließend und die Ohren hängen lassend langsam ebenfalls den Schatten suchen, um sich zum Schlaf hinzustrecken. Von den Säulenschäften schauen Götter und Könige auf uns herab, im Westen blicken uns in den gelben Bergen lange Reihen von schwarzen Grabthüren an, durch die allmählig das ganze Aegyptervolk in das Nachtreich der Mumien auswanderte, im Süden erheben sich aus grünen Saathfeldern auf ihren Thronen die beiden Kolosse des Pharaos Amunoph; von denen der eine uns von Kind an als der klingende Memnon bekannt ist. Er ist der König dieser Trümmerwelt. Er thront auf den Ruinen Thebens, selbst eine Ruine. Täglich kommt die Sonne wie sie einst kam, aber sie belebt ihn nicht mehr. Sohn der Morgenröthe, warum so schweigsam? Frage meine Schwester, die Sphinx der Pyramiden! Frage die Dichter, denen ich Rede stand!

Und wir sind wieder auf unsrer Dahabieh, mitten auf dem Strome. Die Sonne ist untergegangen, nur die Kante der Bergwand im Osten ist noch

schwach von der Abendröthe beleuchtet. Ein günstiger Wind führt uns an einem Felsvorsprung vorüber, auf dem in der Kapelle eines arabischen Heiligen die ewige Lampe brennt. Die Sitte erfordert, daß die Matrosen hier ein Brot als Opfer in den Strom werfen, damit der Heilige die Heimfahrt segne. Das Opfer ist gebracht, der Schech hat es wohlgefällig angenommen; denn er sandte von der Höhe seine Tauben, es ihm zu holen. Die Ruder ruhen. Das Schiffsvolk ahmt dem Chowadschi nach, der auf dem Verdeck sitzend den Tanz der Sterne auf den Wellen beobachtet. Von der Laterne am Bugspriet beschienen, hocken die braunen Gesellen im Kreise und lassen die Pfeife von Mund zu Mund gehen. Der Schiffsjunge holt die Tarabuka, und der Sänger der Gesellschaft — es fehlt nie an einem solchen Sänger — trägt vom Gemurmelt der Tarabuka und dem taktmäßigen Händeklatschen der Uebrigen begleitet mit leisen Molltönen ein Liebeslied aus der Wüste oder eine Romanze von Abu Said oder Antar vor. In der Ferne leuchtet das Licht eines andern Bootes mit Europäern, am Ufer ein Wachtfeuer, durch dessen Rauchwolken weiße Turbane sichtbar sind.

Das Schiff hat sein Ziel für heute erreicht. Auf steiler Uferbank zeigen sich die dunkeln Umrisse von Palmen, darin die Hütten eines Dorfes. Das Herdfeuer eines Kaffeehauses flackert den Ankömmlingen einladend entgegen. Die Tänzerinnen des Ortes sammeln sich am Landungsplatz und gaukeln in ihren hellen Gewändern lockend aus dem Dunkeln ins Helle und wieder in die Nacht zurück. „Fantasia? Fantasia, ya Chowadschi?“ rufen die Sirenen des Nil nach dem Boot herüber. Die Frage wird durch den Dragoman bejaht, der Chowadschi will ihre Fantasia gnädig ansehen, und behend geht die Mannschaft daran, die Dahabieh für den Tanz der Bajaderen vorzubereiten. Noch nie waren ihre Finger und Füße so rasch, als heute, wo sie die Bühne für dieses Ballet vorbereiten, bei dem sie Galerieplätze haben sollen. Im Nu ist die Mitte des Verdecks in ein großes Zelt verwandelt, Geräth und Geschirr aus dem Wege geräumt, ein Sitz für die Künstlergesellschaft erbaut und die große Laterne in der Mitte des improvisirten Zeltes als Kronleuchter aufgehängt. Die Chowadschi nehmen Platz vor der Kajüte, die Matrosen lagern sich im Kreise um den Vordermast. Die Dandies unter ihnen haben Zeit gefunden, sich für die Gelegenheit nach Kräften zu puzen, schneeweiße Turbane statt der Alltagssegen um die Schläfe zu winden, die Finger mit silbernen Ringen zu bestecken, selbst die Gesichter zu waschen. Der Schiffsjunge präludirt mit Daumen und Mittelfingern auf dem Trommelfell der Tarabuka. Der alte Capitän schlägt dann und wann die Leinwand des Zeltes auseinander, um auszuschaun, ob sie kommen.

Und sie kommen endlich. Frauenstimmen lassen sich hören. Das Bret, das die Brücke vom Boot nach dem Lande bildet, beginnt zu schwanke. Ein

gelbes Mädchen Gesicht mit schwarzen Augen, ein rother Tarbusch mit Ketten von Goldmünzen geschmückt, blickt durch die Leinwandthür. Der Körper, in ein Gazehemd, ein gesticktes Leibchen, einen bunten Schleier und weite Beinkleider von Seide gehüllt, folgt trippelnd nach, und die Gawassi steht vor uns. Andere Schwestern von der Zunft kommen nach, zuletzt die Musfi, eine alte Frau mit einem Tambourin und ein graubärtiger Geiger mit dem Nabab, der zweisaitigen Violine Aegyptens. Der Dragoman macht die Honneurs, nöthigt die Mädchen auf den Apfelsinenkorb, den ein Ibrahim oder Mohammed von der Mannschaft in einen Lehnstuhl verwandelt hat, auf die Provisionskiste, die durch eine andere geschickte Hand zu einem leidlich bequemen Divan geworden ist, präsentirt Aquavit und Cognac; den die Sirenen zum Erstaunen der Chowadschi in Quantitäten wie die Matrosen zu sich nehmen, präsentirt auch die Pfeife, die dann von der Primadonna bis zu der alten Hekate mit dem Tambourin die Runde macht. — Die Tarabufa des Schiffsjungen mahnt leise an den Zweck des Besuchs. Aber es bedarf eines zweiten Glases und einer zweiten Pfeife, ehe Hekate und der Graubart mit der Geige der Mahnung antworten. Der Fiedelbogen fährt über die Saiten, die Finger huschen am Griffbret auf und nieder, Hekate schlägt und schüttelt ihre Schellentrommel — die ägyptische Polyhymnia, die der ägyptischen Terpischore aufspielt. Dazu singen sie — ein seltsames, wahnwitziges Klettern und Springen von einer Stufe der Tonleiter zur andern, ein Näseln und Gurgeln, ein diabolisches Kreischen und Zittern, wie wir es nie gehört haben, wie wir uns nur die Musik vorstellen, welche das Orchester auf den Tempelwänden von Theben machen würde, wenn es, plötzlich von neuem belebt, zu uns herabstiege. Wir denken an ein Concert der Unterwelt, unsre Matrosen schwelgen in den Tönen wie im Paradiese. Das taktmäßige Händeklatschen, mit dem sie die wilde Melodie begleiten, klingt wie ihr vergnügtes Schmazen nach fetten Genüssen. Selbst dem Schiffsjungen quellen vor Entzücken die Augen aus dem Kopfe, und wie toll trommeln seine Fingerspitzen auf die Tarabufa.

Und jetzt erhebt sich die erste Tänzerin, tritt aus den gelben Schnabelschuhen, läßt den Schleier fallen wie Aphrodite den Meereschaum und schreitet bloß mit dem Hemd und Leibchen und den weiten Hosen bekleidet, kleine Messingcastagnetten mit Daumen und Mittelfinger emporhaltend, schlank und stolz in die Mitte des Kreises. Bewegunglos wie ein Steinbild steht sie einen Augenblick da und läßt die wüthende Brandung von Tönen an sich anprallen, bis plötzlich die ganze Oberfläche ihres Körpers erst leise, dann immer heftiger mit der Musik im Takte zittert. Ihre Hände lassen, über den Kopf erhoben, die Castagnetten erklingen, langsam dreht sie sich einmal um sich selbst, indem ihr rechter Fuß dabei als Stützpunkt dient und alle Mus-

feln während der Wendung convulsivisch beben, dann schreitet sie bedächtig, unaufhörlich mit allen fleischigen Theilen des Leibes fibrilirend, vorwärts und rückwärts — ein wundersames Bild von Bewegung und Ruhe in Eins verbunden, eine unablässige Aufeinanderfolge von fieberischen Wonneschauern der Leidenschaft, morgenländischer Leidenschaft, morgenländischen Liebesverlangens, glühendster Sinnlichkeit.

„Die ganze Nacht durch lasse ich nicht ab mit Seufzen

Ueber eine einsame Gazelle, die Entführerin meiner Seele.

Ich gelobe, wenn meine Geliebte kommt,

Will ich Thaten verrichten, wie sie Antar nicht gethan.“

So, begleitet von Tambourin und Rabab, Tarabuka und Händeklatschen, erschallt der Gesang der Musikanten, in den die andern Tänzerinnen einfallen, und der die Primadonna zu neuem spasmodischen Zusammenschauern anregt.

„Und die Geliebte kam zu mir bebenden Ganges,

Und ihre Augenlider machten mich trunken.

Ich streckte die Hand aus, den Becher zu ergreifen,

Da ward ich berauscht von ihren Augen.

O Du in dem rosenrothen Kleide, in dem rosenrothen Kleide,

Liebling meiner Seele, bleibe bei mir!“

Und die Tänzerin beugt sich plötzlich nieder, fällt, ohne Unterlaß von ihren wollüstigen Schauern überlaufen, auf die Knie, streckt sich der ganzen Länge nach immer taktmäßig zuckend auf den Boden hin, erhebt sich in derselben Weise zitternd und tritt dann zurück, um sich wieder in ihr Obergewand und den Schleier zu hüllen, während die Musik eine andere zu ähnlichen Pantomimen herbeiruft. „Buono!“ ruft der Chowadschi — Buono, das einzige Wort Europas, welches die Mädchen verstehen. „Tejb! Tejb!“ schallt der Bravoruf der Matrosen am Bugspriet. „Wallah!“*) murmelt der alte Capitän in seinen Bart, wenn das Spiel geendet ist.

Die Sawassitänze sind einer der wesentlichsten unter den bunten Steinen, aus denen sich das Mosaikbild des Trauml Lebens auf dem Nil zusammensetzt. Ihre wilden Melodien aber werden übertönt von dem melancholischen Gesang der Satiads, welche immer aufs Neue ihre klagenden Stimmen hören lassen, immer wieder daran erinnern, daß Aegypten ein großes Todtenfeld ist und dem Chowadschi noch lange, nachdem er in die Heimath zurückgekehrt ist, die vorwiegende Stimmung des Nullebens nachempfinden lassen. Einzeln und in der Nähe gehört, singen sie so wenig schön, wie ein Wagenrad, das sich durch den klingenden Frost eines winterlichen Schneewegs hindurcharbeitet. Anders in der Ferne und in Gemeinschaft miteinander. Es sollen ihrer auf

*) Tejb heißt gut, Wallah bei Gott.

den Ufern des Nil an fünfzigtausend stehen. Eine ruft der andern zu, und diese wieder ihrer Nachbarin auf dem andern Gestade. Ein horizontal laufendes Rad treibt ein lothrechtlaufendes. Jenes wird von Ochsen in Bewegung gesetzt, dieses schöpft mit Krügen aus einer Grube am Flusse die befruchtende Flut in einen Graben, der sie in kleinen Kanälen über das benachbarte Feld ausbreitet. Das bewegende Princip der Maschine, der Musikanst des Instruments ist ein Knabe, der auf dem horizontalen Rade sitzend, unablässig die Hintertheile der Ochsen bearbeitet. Nie wird die Nabe des Rades mit fettiger Substanz bestrichen. Sie würde der Maschine die Stimme nehmen, und der Fellah liebt das Concert der Saksiahs wie der Alpenbewohner seinen Kuhreigen. Das Concert ist von unendlicher Mannigfaltigkeit, aber stets von trauriger Wirkung. Es ist der Schwanengesang Aegyptens. Einige Saksiahs haben eine scharfe, schrille Stimme, es mögen die jungen sein. Andere kreischen mehr in den Tönen des hilflosen, hoffnungslosen Alters. Es ist die Klage des zu hoch besteuerten Ackerlandes, in welche sich, ganz von fernher summend, ähnlich dem Insektengeschwir unsrer Wiesen an schwülen stillen Mittsommer Tagen, die Klagen aller der Geschlechter mischen, welche wir in unserem träumerischen Sinnen im Lauf der Jahrtausende über dieses Land gehen und verschwinden sahen. Es hat, wo der Fluß breiter wird und die Strömung das Boot des Chowadschi durch die Mitte der Wasserfläche führt, die wunderbarste Aehnlichkeit mit fernem Glockenklang, und der Träumende fragt sich, ob auch das Ohr hier eine Fata Morgana hat wie das Auge. Wir glauben den orthodoxen Pastoren des Geläuts der Kathedrale, den milden Tenor der und jener Parochialkirche der Vaterstadt, den Discant ihrer Kapellglöckchen, die Silberstimmen der Glocken ferner Dörfer zu vernehmen. Das ist St. Jakob, das Peter und Paul und das ist die Gottesackerkirche! Und das ist — o daß du schwinden mußt, schöner Traum! — das halb arabische, halb englische Kauderwälsch des Kochs aus der Kajüte: „Abendessen fertig, Gentlemen. Stehe zu Ihrem Befehl!“

Verantwortlicher Redacteur: D. Moriz Busch — Verlag von F. L. Herbig
in Leipzig.

Druck von C. C. Elbert in Leipzig.

Abonnementsanzeige zum neuen Jahr.

Mit dem Anfange des neuen Jahres beginnen die **Grenzböten** den **XVII. Jahrgang**. Die unterzeichnete Verlags-Handlung erlaubt sich zur Pränumeration auf denselben einzuladen, und bemerkt, daß alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen annehmen.

Leipzig, im December 1857.

Fr. Ludw. Herbig.